

Wohin steuert die Schweizer Wirtschaft ?

Wie immer, wenn man lange im voraus ein Thema frei wählen kann, ist man beim Ausarbeiten entsetzt über die Breite der Thematik und demzufolge alsbald zur Selektion gezwungen. So habe ich mich entschieden, nicht dem populären Wehklagen zwischen zu hohen Löhnen (Produktivität) und schönen Bergen zu erliegen, sondern möchte versuchen, die grossen Entwicklungslinien und die daraus folgenden Konsequenzen aufzuzeigen. Dabei werde ich keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit erheben, hoffe aber dennoch einige Anregungen zum Nachdenken vermitteln zu können.

Im folgenden möchte ich mich auf 3 Themenkreise konzentrieren:

Unser Umfeld, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen, und dabei die Geschichte des Wandels, der Globalisierung und der Technologie des Informationszeitalters streifen, danach einige, mir wesentlich erscheinende Bemerkungen zur Entwicklung der Schweizer Wirtschaft festhalten und schliesslich mit einigen Gedanken zu aktuellen politischen Fragestellungen der Schweiz abschliessen.

1. Unser Umfeld

1.1 Wandel – Chance oder Bedrohung?

Lassen Sie mich mit einem kleinen historischen Panorama beginnen.

Schon mehrmals seit dem ausgehenden Mittelalter hat die abendländische Welt einen tiefgreifenden Wandel erfahren, einen Wandel, in dem sich innerhalb weniger Dekaden die Gesellschaft in ihrer sozialen und politischen Struktur, in ihren grundlegenden Werten, Wissenschaften, Institutionen und auch in der Kunst völlig verändert hat.

Wir leben bzw. erleben gegenwärtig eine solche Transformationsphase: den Wandel von der Industrie- zur Informations- oder postkapitalistischen Gesellschaft. Ich komme darauf zurück.

Eine dieser frühen Transformationen fand im Europa des 13. Jahrhunderts statt, als im Rahmen der Urbanisierung überall Städte gegründet wurden mit der aufkommenden Dominanz der Zünfte, der Gotischen Architektur, der neuen Sienesischen Malerei unter Führung Giotto's, den ersten Universitätsgründungen in Bologna und Prag (für den deutschsprachigen Raum), den Dominikaner- und Franziskanerorden, mit dem Wandel vom Latein als Universalsprache (einer kleinen Schicht) zu den Landessprachen sowie mit Dante als Beginn einer europäischen Literatur und schliesslich der Wiederbelebung des Handelsaustausches über grosse Entfernungen.

Rund 200 Jahre später, in der Blütezeit der florentinischen Renaissance, also im ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert, können wir die nächste grundlegende Veränderung beobachten: die (europäische) Erfindung des Buchdruckes durch Gutenberg im Jahre 1455 (in China im 11. Jh.!), die Entdeckung Amerikas, die Wiederentdeckung der wissenschaftlichen Anatomie, die Schaffung der spanischen Infanterie (der ersten stehenden Armee seit den römischen Legionen), der Ablösung des ptolemäischen Weltbildes durch das kopernikanische System, Machiavelli's Principe. All dies geistig überlagert durch die Wiederentdeckung der Antike mit bleibenden Schöpfungen der Kunst von Brunelleschi über Boticelli, Michelangelo bis Leonardo und schliesslich der Reformation von Luther sowie der Restauration der katholischen Kirche durch das Konzil von Triest (1520) – ein gewaltiges Zeitalter also mit gewaltigen Veränderungen.

Wiederum rund 200 Jahre später wurde – technologisch gesehen – mit der Erfindung der Dampfmaschine das Industriezeitalter mit der Folgeerscheinung des Kapitalismus und Kommunismus eingeläutet – politisch gesehen mit der Unabhängigkeit Amerikas und der Französischen Revolution das Ende des Feudalismus. Wir können davon ausgehen, dass der zeitgenössische Beobachter nach den Napoleonischen Kriegen und der kurzen Restaurationszeit in den 30er- oder 40er-Jahren des 19. Jahrhunderts feststellen musste, dass die Welt verglichen mit dem Ende des 18. Jahrhunderts ziemlich anders aussah.

Wahrscheinlich nicht viel anders wird es einem aufmerksamen Beobachter des Jahres 2010 oder 2020 ergehen – solange in etwa dürfte nach übereinstimmender Meinung von angesehenen Fachleuten der gegenwärtige Transformationsprozess laufen – wenn er, vielleicht wehmütig oder im Zorn, auf die 80er Jahre unseres Jahrhunderts zurückblickt.

Versuchen wir die grossen soziologischen Trendlinien der Entwicklung von der kapitalistischen / industriellen Ordnung zur postkapitalistisch/postindustriellen Gesellschaft zu skizzieren, können wir folgendes festhalten (auf die wirtschaftlichen und technologischen Aspekte komme ich in den folgenden Abschnitten zurück):

Bekanntlich war die kapitalistische Gesellschaft zweigeteilt: einerseits in Eigentümer / Unternehmer als Besitzer der Produktionsmittel und die nach Marx «arbeitenden Klasse» andererseits. Bereits kurz nach dem Tode von Karl Marx (1883) entwickelte sich durch die ungeheure Produktivitätssteigerung (ausgelöst durch wissenschaftlich betriebene Arbeitsteilung) die angestellte – für soziale Stabilität extrem wichtige – Mittelschicht, persifliert etwa als Archilochos in F. Dürrenmatt's Satire «Grieche sucht Griechin».

Bekannte Repräsentanten dieser Eigentümer-Generation sind z.B. Ford und Rockefeller in den USA, Krupp und Thyssen in Deutschland, Mitsubishi, Sumitomo in Japan oder die Boveri und Schmidheiny in der Schweiz.

Nach dem Ende des 2. Weltkrieges wurde die Eigentümer-Generation sukzessive durch mehr oder weniger «professionelle» Manager abgelöst mit gleichzeitiger Expansion der Dienstleistungen (ökonomisch: Tertiärer Sektor).

Heute befindet sich die überwiegende Mehrheit des Eigentums an Unternehmen in den Händen von Versicherungen, Pensionskassen und Vermögensverwaltungen der Banken – und dies ist unser aller Geld, man könnte dies auch Sozialisierung des Kapitalismus nennen, (ironischerweise mit der völlig überzogenen Bewertung des shareholder value).

Aber: entscheidend für die Zukunft ist nicht mehr die Entscheidungsmacht über Kapital und / oder Produktionsmittel, entscheidend ist Wissen; das heisst die Fähigkeit der Kombination von bekanntem und neuem Wissen zu

neuem Kundennutzen. Typisches Beispiel dafür ist etwa der Siegeszug von Software in allen Bereichen unserer Arbeits- und Konsumwelt sowie das Internet.

Die zwei Klassen der postkapitalistischen bzw. postindustriellen Gesellschaft sind nunmehr die Wissens- und Servicearbeiter.

Nebenbei dürfte vielleicht mit dem Ende des Marxismus – der ja in den letzten 100 Jahren als säkulare Religion bezeichnet werden kann, auch das Ende der grösseren diesseitigen Heilslehren gekommen sein – die ja bekanntlich den erheblichen Nachteil haben, dass sie nachprüfbar sind. Vielleicht werden die traditionellen Jenseits-Glaubensbekenntnisse wieder an Bedeutung zunehmen. Beispiele dafür lassen sich viele aufführen.

1.2 Globalisierung

Auch internationaler Handel ist keine Erfindung des 20. Jahrhunderts. Von den alten Ägyptern über die geheimnisumwitterten Phönizier bis zu Marco Polo und den abenteuerlichen Seefahrern des 16. Jahrhunderts zieht sich ein gradliniger Wachstumspfad des internationalen Warenaustausches – einzig unterbrochen durch längere Kriegsperioden.

Der exponentielle Anstieg des Welthandels nach dem 2. Weltkrieg ist freilich erst in mehreren Schüben gelaufen:

Zunächst initiiert durch das GATT, das alle Mitgliedsländer zu stufenweisem Zollabbau verpflichtete und heute nach der sog. Uruguay Runde soweit gediehen ist, dass die heutigen – kaum nennenswerten – Zollsätze kein Handelshemmnis mehr darstellen.

Verstärkt wurde der internationale Warenaustausch durch grosse Freihandelszonen wie EFTA, Asean und Nafta sowie durch das Entstehen riesiger Binnenmärkte wie die EU mit heute rund 380 Millionen kaufkräftigen Menschen.

Schliesslich entstanden weitere Sogwirkungen durch die Öffnung Chinas im Jahr 1978 und den Fall der Berliner Mauer 1989 sowie der Einführung von freier Marktwirtschaft in ehemals protektionistischen grossen Nationen wie Brasilien, Indien und Indonesien.

Ein weiterer Schub entstand durch den technologischen Fortschritt im Transportwesen und der Logistik.

Die eigentliche Globalisierung kam erst durch die Liberalisierung, initiiert durch die Deregulierung der amerikanischen Luftfahrt (1978), die Liberalisierung der Wasser-, Strassen- und Schienentransporte, über die Liberalisierung der Telekommunikation und Energie bis zu Banken und Versicherungen. Dieser Prozess wird unterstützt durch die fortlaufende Harmonisierung und Standardisierung von Normen sowie durch die Privatisierung von ehemals hoheitlichen Aufgabenbereichen oder die Lockerung von Zulassungsbeschränkungen. Kein Industrie-, Dienstleistungs- oder Berufszweig wird von diesem Prozess verschont bleiben.

Neu ist nur die ungeheure Geschwindigkeit, mit der diese Prozesse ablaufen.

Historisch gesehen haben jede Vergrößerung der Binnenmärkte und alle Reduktionen und Beseitigungen von Handelshemmnissen immer – nach mehr oder weniger schmerzlichen Anpassungsprozessen – zu einem höheren Lebensstandard geführt. Das Problem dabei ist allerdings, dass diese Anpassungsprozesse ziemlich lange dauern – ca. 15 – 20 Jahre – und von einer unmittelbar einsetzenden Intensivierung des Wettbewerbs mit brutalsten Preiskämpfen begleitet werden.

Dies scheint offensichtlich für den Durchschnittspolitiker – der bekanntlich mit einem besonders weitsichtigen Wahlhorizont von 2 – 4 Jahren ausgestattet ist – ziemlich schwierig zu begreifen zu sein. Allerdings noch schwieriger zu verkaufen ist dies einem Wählerpublikum, das gewohnt ist, unter dem Deckmantel der Selbstverwirklichung einen rücksichtslosen Individuallegoismus zu zelebrieren und – vorläufig ? – nicht bereit ist, irgendwelche Einschränkungen – auch nicht vorübergehende – zu akzeptieren.

Es kommt noch etwas hinzu:

Der geschilderte ökonomische Prozess der Globalisierung einschliesslich der globalen ökologischen Probleme und die Internationalisierung der Kriminalität verlangen nach supranationalen Regelungen (Sicherheit: NATO). Damit verliert der vom französischen Rechtsgelehrten Jean Bodin vor über

400 Jahren begründete Nationalstaat, der im Laufe der Zeit immer mächtiger wurde und in der verheerenden Apotheose der faschistischen Naziherrschaft und kommunistischer Diktatur Stalin'scher Prägung gipfelte, immer mehr an Einfluss.

Der Nationalstaat wird sicher auch in Zukunft noch eine dominante Institution sein, aber nicht mehr die einzige, auch nicht in Helvetien.

1.3 Zu den technischen Hintergründen des «Informationszeitalters»

Die Mikroelektronik ist seit langem und auch heute noch der wichtigste Antriebsmotor der Informationstechnologie. Der Transistor als fundamentales Element der Mikroelektronik ist 1948 erfunden worden, in den darauffolgenden Jahren baute man Computer, die einige 10'000 Transistoren enthielten. Die Anzahl der Transistoren pro Silizium-Plättchen (integrierte Schaltung) dürfte noch um einen Faktor 100, wenn nicht 1'000, gesteigert werden können. Der bedeutendste Einsatz dieser «Mikrocomputer» genannten Komponente ist längst nicht mehr der Computer an sich, sondern als steuernde und regelnde Komponente das «Herz» aller Einrichtungen, in denen es in irgendeiner Form um die Informationsverarbeitung, -speicherung und -übertragung geht. Das Konzept «Software» ist einige Jahre vor dem Transistor erfunden worden und gehört heute zu den entscheidendsten Bestandteilen der Informationstechnologie. Man schätzt, dass über $\frac{3}{4}$ aller Entwicklungsaufwendungen im Bereich der Informationstechnik Entwurf, Konstruktion und Test von Computerprogrammen betreffen.

Als Materialien, die sich zum Transport von Informationen eignen, kennt man Metalle (vor allem Kupfer) und Glas. Im ersten Fall ist der elektrische Strom, im zweiten Fall das Licht Träger von Informationen oder Nachrichten. Entsprechend spricht man von «elektrischer» bzw. «optischer» Übertragungstechnik. Die elektrische Übertragungstechnik ist seit über 150 Jahren bekannt, die optische erzielte ihren Durchbruch erst vor etwa 20 Jahren. Das Grundmaterial Glas ist nach wie vor, wie bei den meisten Gläsern, Quarz oder Siliziumdioxid und als solches in unbeschränkter Menge verfügbar. Aber die einzusetzenden Glasmengen sind äusserst bescheiden: Eine einzige Glasfaser im Durchmesser kleiner als ein Menschenhaar ist in der Lage, zehntausende

von Telefongesprächen oder Dutzende von Fernsehkanälen praktisch verlustfrei zu übertragen. Auch die Glasfasertechnik ist in ihrem Entwicklungsstand derzeit übrigens noch nicht an ihrem Ende angelangt, etwa ein Faktor von 100 bis 1'000 an höherer Übertragungsleistung dürfte noch zur Verfügung stehen.

Die enorme Verbreitung der Mobilkommunikation (mit den «Handies») entspricht einerseits dem menschlichen Mobilitätsbedürfnis, sie ist andererseits der sichtbare Durchbruch komplizierter Techniken, die in den letzten beiden Jahrzehnten entwickelt worden sind. Der Erfolg dieses Systems geht auf anspruchsvolle Forschungsergebnisse in der Höchsthfrequenztechnik im Bereich von 1–2 Gigahertz (10 mal höher als das UKW-Radio) und in der höchst komplexen digitalen Signalverarbeitung, die dem Roaming und der Funkkanalwertung zugrunde liegt, zurück.

Dass das Internet und seine enorme Verbreitung zu den hervorstechendsten Merkmalen der informationstechnischen Gegenwart gehört, liegt auf der Hand. Neu ist aber deren Kombination im Aufbau einer Netz-Architektur: Ungleich anderer bekannter Netzarchitekturen, wie zum Beispiel diejenige des weltweiten Telefonienetzes, gibt es im Internet keine durchgängige und geplante Strukturierung und vor allem keine hierarchische Gliederung. Der Kern dieses epochalen Konzeptes liegt in einer ganz einfachen Protokollstruktur (Internetprotokoll IP), die sich als extrem flexibel erwiesen hat. Dies ist Transformation von Wissen!

Aber ein Vergleich mit den biologischen «Informationstechniken», zum Beispiel im Zentralnervensystem des Menschen, zeigt, dass auch diese winzigen Mikrocomputer noch sehr grobschlächtige Gebilde sind. So enthält unser menschliches Gehirn von 1,4 Liter Inhalt um die 100 Milliarden Neuronen, winzige «Mikrocomputer», von denen im Mittel jeder über etwa 1'000 Verbindungen zu einem Gesamtsystem vernetzt ist, dessen Komplexität unendlich weit über dem liegt, was wir mit unserer mikroelektronischen Technik zu realisieren in der Lage sind und in den nächsten Jahrzehnten sein werden. Das vordergründig Erstaunliche an der biologischen «Informationstechnik» liegt zudem darin, dass sie ohne Software, ohne Programme auskommt. Es scheint so zu sein, dass sich die Natur hier eines anderen Konzeptes bedient, nämlich

dem Konzept der Konfiguration durch Lernen. In einem neueren Zweig der Informationstechnik, man nennt ihn «bioinspirierte Technik», wird versucht, derartige Konzepte auch in technischen informationsverarbeitenden Systemen zu realisieren.

Wir können sonst festhalten, dass wir noch lange nicht am Ende einer oder der technischen Entwicklung an sich angelangt sind. Die skizzierten Richtungen machen aber deutlich, welche enorme Bedeutung der eingangs erwähnten Transformation des Wissens in der postindustriellen Gesellschaft zukommt. Damit wir dies alles aufnehmen und positiv verarbeiten können, brauchen wir anstelle von latenter Technikfeindlichkeit eine offene, kritisch konstruktive Geisteshaltung mit supranationalen Regelungen, die den Missbrauch von Techniken einschränkt.

Alle Erfahrungen aus der Geschichte der Technik zeigen, dass weder die künftige Nutzungsart noch die praktische Bedeutung einer neuen Technologie zum vornherein bestimmbar sind. Und die weltfremden Initianten von Genschutz- und exzessiven Waffenausfuhrinitiativen haben offensichtlich noch immer nicht begriffen, dass nur über Innovation der Lebensstandard unserer Kinder gesichert werden kann. Soweit zum Umfeld, das für unsere wirtschaftliche Entwicklung relevant ist.

2. Wohin steuert die Schweizer Wirtschaft?

Wir haben eine bemerkenswerte Entwicklung hinter uns: vor 150 Jahren waren wir eine der ärmsten Nationen Europas – heute eine der reichsten der Welt.

Es ist weitgehend in Vergessenheit geraten, dass die Gotthardbahn vor 125 Jahren z.B. nur zu 25 % von der Schweiz finanziert werden konnte (weitere 25 % von Deutschland und 50 % von Italien). Pioniergeist und Aufbruchstimmung in der Gründerzeit und viel ausländisches Kapital initiierten diesen über rund 5 Generationen dauernden Aufstieg.

Nach dem 2. Weltkrieg war – dank unzerstörter Produktionsstrukturen – unsere Industrie sofort lieferfähig und konnte damit frühzeitig in wichtigen

Exportmärkten starke Positionen aufbauen, sicher auch verstärkt durch den guten Ruf, den unsere Produkte «Swiss made» genossen.

Da wir über keine nennenswerte Grundstoffindustrie verfügten, kannten wir auch keine Kohle- und Stahlkrise. Von dem in den 70er und 80er Jahren einsetzenden Boom im Dienstleistungssektor konnte eine starke schweizerische Banken-, Versicherungs- und Tourismusbranche voll profitieren und damit die Strukturprobleme in der Textil-, Bekleidungs- und Lederindustrie relativ problemlos absorbieren. Ferner haben vom Wachstum einer Reihe von schweizerischen Weltklassenunternehmen in Chemie-, Pharma-, Nahrungsmittel-, Maschinen- und Elektroindustrie viele kleine und mittlere Betriebe profitiert. Damit hatten wir per Saldo seit 1940 bis 1990 null Prozent Arbeitslosigkeit, das heisst über fast zwei Arbeitsgenerationen.

Lang anhaltendes Wachstum und Wohlstand fördern bekanntlich Ansprüche und den Dämmerschlaf.

So traf die vorher beschriebene, erheblich beschleunigte Entwicklung in Technologie und Liberalisierung und der damit verbundene gewaltige Wettbewerbsdruck viele Unternehmen und Industriezweige mit voller Wucht und zum Teil auch unvorbereitet.

Seit anfangs der 90er Jahre erleben wir auch in der Schweiz fast quer durch alle Branchen eine Welle von zum Teil dramatischen Restrukturierungen, die in der Regel umso schärfer ausfallen, je weniger die Branche oder das Unternehmen vorher dem freien Wettbewerb ausgesetzt war (immerhin zählen wir in der Schweiz ein fein verästeltes Netz von rund 600 Kartellen, das noch deutlich reduziert werden dürfte).

Dass dabei erhebliche Spannungen auftreten – zwischen Sozialpartnern und Aktionären, mit Regierungen usw. ist nicht zu vermeiden und sollte nicht unterbewertet, aber auch nicht überstrapaziert werden.

Parallel dazu haben die schweizerischen Industrie- und Dienstleistungsunternehmen in den Jahren 1990–1996 ca. 70 Milliarden Franken im Ausland an Direktinvestitionen getätigt, während im gleichen Zeitraum die ausländischen Unternehmen in der Schweiz nur rund 17 Milliarden Franken investiert haben.

Schliesslich hat auch die starke Frankenaufwertung 1993–1996 unsere Wettbewerbsfähigkeit zusätzlich belastet.

Ich habe eingangs dieses Abschnitts festgestellt, wir hätten eine bemerkenswerte Entwicklung *hinter* uns – wir müssen nun die Frage aufwerfen, ob wir auch eine bemerkenswerte Entwicklung *vor* uns haben.

Schweizer Unternehmen sind traditionell exportorientiert. Zwei Drittel unserer Exporte gehen in die EU. Unser Heimmarkt ist demzufolge EUROPA. Nur wer im europäischen Binnenmarkt eine starke Marktstellung hat, wird im globalisierten Wettbewerb bestehen können. Dies beinhaltet auch, dass wir alle uns vermehrt darauf konzentrieren müssen, zufriedene Kunden zu schaffen (nur diese schaffen Arbeit). Dies heisst auch Abschied nehmen, von «over engineered» Produkten, die preislich und kostenmässig zu teuer sind. Das heisst auch, dass wir in vielen Bereichen Nischenprodukte wettbewerbsfähig nur herstellen können, wenn wir auch die Massenfabrikation und vor allem das entsprechende Marketing beherrschen (wie dies SMH/swatch hervorragend gelöst hat).

Es ergibt sich ferner, dass die einzige Konstante in der Zukunft der Wandel sein wird und wir unsere Marktpositionen stetig neu erkämpfen müssen. Daraus lässt sich folgern, dass auch in Zukunft Restrukturierungen und Neuausrichtungen zum Tagesgeschäft gehören und davon sämtliche Branchen (inkl. auch Bauindustrie und Dienstleistungsbetriebe) betroffen sein werden. Oder wie Churchill sagte: «Dies ist nicht das Ende (der Restrukturierungen!) Es ist nicht einmal der Anfang vom Ende. Vielleicht ist es aber das Ende des Anfangs».

Wir haben in der Schweiz viele erfolgreiche Beispiele solchen Wandels in Chemie, Maschinen- und Elektroindustrie, Uhren, Nahrungsmittel sowie Banken und Versicherungen mit verbesserter weltweiter Marktstellung und steigenden Gewinnen.

Die reicht aber nicht aus um die Arbeitslosenquote auf einem erträglichen Niveau zu halten.

Die Globalisierung bietet viele Chancen und neue Möglichkeiten, insbesondere in Software- und Dienstleistungsbereichen. Damit wir aber diese Chancen

nutzen können, brauchen wir mehr Pionier- und Unternehmensgeist und viel, viel Innovation und Phantasie für neue «Business ideas». Und viele, viele neue Unternehmensgründungen. Und eine andere, positivere Einstellung der verwöhnten Herr und Frau Schweizer zu den Dienstleistungsberufen, denn wir müssen für die vielen frei werdenden – weniger qualifizierten – Stellen aus der Industrie und Gewerbe neue Jobs schaffen und dies wird sich hauptsächlich in öffentlichen und vor allem privaten Dienstleistungen abspielen müssen.

Warum müssen denn Firmen wie McDonald's, Disney, Federal Express, Hilton, Arthur Andersen, McKinsey, Microsoft, usw. immer amerikanisch sein?

Wir brauchen mehr Unternehmen wie Crossair, Securitron, SV und Venture Kapital.

Transformation von Wissen ist in Zukunft gefragt und dazu haben wir gerade in der Schweiz gute Voraussetzungen.

Wenn es uns gelingt, dass – schneller als unsere Wettbewerber – die Mehrzahl unserer Unternehmen und Mitarbeiter die Fähigkeit entwickeln, mit dem Wandel erfolgreich umzugehen und die Chancen zu nutzen, bin ich überzeugt, – die Schweizer Wirtschaft ihre starke Stellung auch in einer radikal veränderten Welt erhalten kann.

Da nun aber die Wirtschaft und die staatlichen Institutionen eng miteinander verwoben sind, lassen Sie mich zum Abschluss noch einige Gedanken zur Frage: Wohin steuert die Schweiz? anmerken.

3. Wohin steuert die Schweiz?

Vom Faust'schen Pakt mit den ungezügelt globalen Märkten ist auch die Schweiz betroffen, und diese Märkte werden keine Rücksicht auf unsere Probleme nehmen.

Globalisierung, technologische Weiterentwicklung, EU Integration, EURO usw. kommen, ob wir das wollen oder nicht. Darüber sollten wir uns auf

allen Stufen keine Illusionen machen, genau so wenig wie darüber, dass wir in Zukunft nicht mehr auf einer privilegierten Insel der Seligen einem gemütlichen helvetischen Dasein frönen können.

Ebenso wenig können wir uns weiter die gegenwärtige «schlechte Befindlichkeit» – auf sehr hohem Niveau – leisten, wie verbreitete Verunsicherung, grassierende Versicherungsmentalität, mangelnde Risikofreude, latente Technologiefindlichkeit, oder dass wir uns weiter selbst im Wege stehen.

Noch weniger leisten können wir uns notorisch angstmachende Bedenkenträger, die mit den verstaubten Bürsten des Hurrapatriotismus durch die helvetischen Lande blochen. Wir müssen endlich Wandel als Chance und nicht als Bedrohung begreifen.

Ich könnte mir eine Zielsetzung für die Schweiz im Jahr 2010 etwa so vorstellen:

Wir wollen unseren Kindern und Enkeln erfreuliche Zukunftsperspektiven und -chancen bieten, und zwar in Freiheit und angemessener Sicherheit.

Wir wollen das erreichte Wohlstandsniveau halten.

Dazu sind Verbesserungsmaßnahmen in folgender Richtung notwendig:

Da Wissen mehr denn je von ausschlaggebender Dominanz sein wird, kommt einer soliden stufengerechten Ausbildung und einer permanenten Weiterbildung entscheidende Bedeutung zu: gute Allgemeinbildung, Begabtenförderung statt Gleichmacherei, Personal Computer als selbstverständliches Hilfs- und Arbeitsmittel, Englisch als Pflichtfach auch für Sekundarschulen, mehr praxisbezogene Projektarbeit einschliesslich Verkaufstraining (auch die beste Idee, das beste Produkt muss verkauft werden!), Vorbereitung für das praktische Leben und für lebenslanges Lernen (interdisziplinär) sowie Technologieunterricht. Mit anderen Worten: wir müssen unseren Jugendlichen die Fähigkeiten vermitteln, den Wandel erfolgreich zu meistern.

Förderung von Unternehmensgründungen durch administrative Erleichterungen, Venture Fonds, engere Zusammenarbeit zwischen Hochschulen, Fachhochschulen, Instituten und der Wirtschaft.

Offensive, zwischen Bund und Kantonen abgestimmte schweizerische Wirtschaftsförderung mit Schwerpunkt Asien/Pazifik bzw. Nord- und Südamerika. Die Schweiz ist ein idealer Standort für Europäische Unternehmenszentralen, Forschungsstätten und Service Centers, wenn wir der EU angeschlossen wären.

Wir haben in den letzten 25 Jahren unsere Verschuldung der öffentlichen Hand auf über 160 Milliarden Franken nahezu verfünffacht – anders ausgedrückt – wir haben masslos über unsere Verhältnisse gelebt. Dies müssen wir in einem Kraftakt korrigieren, in der AHV z.B. durch Mehrbeiträge der am meisten Profitierenden – und dies sind die heute 40 – 60jährigen – und durch stufenweisen Übergang zum Kapitaldeckungsverfahren.

Wir müssen auch unsere Demokratie wieder attraktiver gestalten, beispielsweise durch bessere Einstiegsmöglichkeiten für fähige Leute, Politmarketing und insbesondere durch drastische Heraufsetzung des Initiativ- und Referendumsrechtes (auf z.B. 10% der Stimmberechtigten), damit die wirklich wichtigen Probleme unseres Landes und unserer Zeit sachlich und ernsthaft diskutiert werden können und nicht ausgefallene Partikularinteressen die helvetische Politszene beherrschen.

Abschliessend zu Europa: Wenn wir uns noch lange ein Abseitsstehen erlauben wollen, werden wir in nicht allzu ferner Zeit mit der Contessa aus Mozarts Figaro die Arie «Dove sono i bei momenti»... intonieren können – das wäre wenigstens herrliche Musik.

Meine Damen und Herren, die schweizerische Wirtschaft ist untrennbar bereits heute mit dem europäischen Binnenmarkt verbunden. Laut einer Umfrage des VSM vom Sommer 1996 registrieren fast 50% der befragten Firmen Nachteile durch den Nichtbeitritt zum EWR von 1992. Im Klartext heisst dies, es werden noch weitere Arbeitsplätze aus der Schweiz abwandern.

Unsere jungen Bürger brauchen eine europäische Schweiz, brauchen den offenen Zugang zu europäischen Forschungsprojekten, Universitäten und Firmen um die Transformation von Wissen zugunsten der Schweizer Industrie und Bevölkerung nutzen zu können.